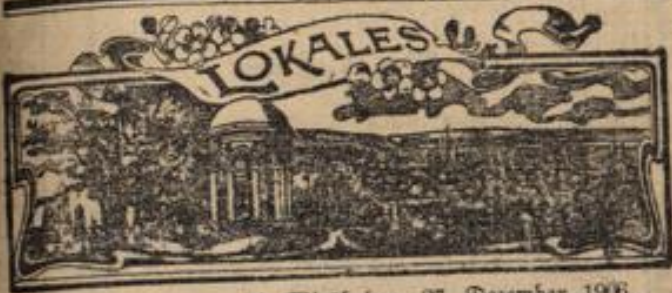


1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 301.

Freitag, den 28. Dezember 1906.

21. Jahrgang



* Wiesbaden, 27. Dezember 1906.

Zum Fall Böttcher.

Der Erste Staatsanwalt berichtet.

Mit Bezug auf den uns von dem zurzeit hier anwesigen bekannten Reichsgerichtsrat Karl Böttcher zugegangenen Artikel betr. „Polizeilichen Mißgriff“, den wir in Nr. 297 veröffentlichten, geht uns vom hiesigen Ersten Staatsanwalt folgende Berichtigung zu:

Die Erklärung des Schriftstellers Karl Böttcher in Nr. 297 des „Wiesbadener General-Anzeigers“ stellt infolge der Weglassung wesentlicher Tatsachen den Sachverhalt und den Inhalt meines Bescheides unrichtig dar. Die Festnahme erfolgte zum Zwecke der Vorführung auf die Wache erst, nachdem Böttcher, dessen Persönlichkeit der Schutzmann Schwarz nicht ohne Grund glaubte feststellen zu müssen, diesem andauernd die Angabe seines Namens verweigert und ihn über die Lage seiner Wohnung irreführt hatte. Schwarz war von der Pensionärin Pappe auf eine Persönlichkeit aufmerksam gemacht worden, die sich in ihrem Garten ungebührlich aufzuhalten schien, und konnte in Böttcher, der sich allein wenn auch auf der Straße in der Nähe befand, die in Frage stehende Person vermuten.

Die Anlegung der Fessel geschah nicht „ohne weiteres“, sondern zum ersten Male, nachdem Böttcher dem Beamten einen Stoß vor die Brust versetzt und ihn unter der Weigerung, weiter mitzugehen, am Arme angepackt hatte, zum zweiten Male, nachdem Böttcher dem Beamten einen zweiten Stoß vor die Brust versetzt und seinen Schirm drohend gegen ihn erhoben hatte.

Das von Böttcher als Paß bezeichnete Schriftstück hat er erst nach beharrlicher Weigerung, seine Personalien zu nennen, aus der Tasche genommen. Unter diesen Umständen und nach dem Vorangegangenen konnte Schwarz eine Feststellung seiner Persönlichkeit den Verhandlungen auf der Wache vorbehalten.

Der ärztliche Befund scheint lediglich eine oberhalb des Handgelenkes um den Arm verlaufende etwa 4 Centimeter breite gerötete Schwellung, keineswegs durch den Schutzmann begangene Mißhandlungen oder schwere Verletzung dar. Ebenso wenig sind Beschimpfungen oder schwere Beleidigungen erwiesen.

Wenn die Strafanzeige des Böttcher zurückgewiesen und gleichzeitig gegen ihn wegen Widerstandes, Hausfriedensbruchs und Beleidigung Anklage erhoben wurde, so beruht dies darauf, daß seine Beschwerden im Ermittlungsverfahren eben nicht „zum größten Teil erwiesen“, vielmehr die Angaben des Beamten in den wesentlichen Punkten, insbesondere auch was das tätliche Vorgehen des Böttcher betrifft, durch gänzlich unbeteiligte Zeugen bestätigt wurden und daß Böttcher selbst in einer Eingabe vom 27. Oktober d. J. der Staatsanwaltschaft mitgeteilt hat, er sei an dem Abend „betrunken“ gewesen und habe „den Schwamm nicht gefunden“. Wiesbaden, den 22. Dezember 1906.

Der Erste Staatsanwalt.
Hagen.

Herr Böttcher spricht:

Wir erhalten von Herrn Schriftsteller Karl Böttcher, Wiesbaden, folgende Zuschrift:

Der Erste Staatsanwalt, Wiesbaden, hat die „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 352) zu einer „Berichtigung“ veranlaßt, in welcher er „aus den Akten“ eine unermessene, vollständig einseitige, mich belastende Zeugenaussage publiziert. Diese auch in die Wiesbadener Lokalpresse übergegangene staatsanwaltschaftliche Veröffentlichung ist geeignet, verschiedene Zeugen, vor allem die in dieser Broschüre sich immer noch verborgen haltenden, aber dem Schutzmann Schwarz bekannten beiden „Referendare“ zu beeinflussen.

Eine derartige „Publikation aus den Akten“ verstößt gegen § 17 des Preßgesetzes, welcher lautet:

„Die Anklageschrift oder andere amtliche Schriftstücke eines Strafprozesses dürfen durch die Presse nicht eher veröffentlicht werden, als bis dieselben in öffentlicher Verhandlung kund gegeben sind oder das Verfahren sein Ende erreicht hat. Zuwiderhandlungen unterliegen einer Geldstrafe bis 1000 M. oder Gefängnis bis zu 6 Monaten.“

Ich habe deshalb gegen den Ersten Staatsanwalt Hagen, Wiesbaden, Strafantrag gestellt und diesen Strafantrag auf „beabsichtigte Beleidigung“ ausgedehnt. Denn: ohne daß es für die staatsanwaltschaftliche „Berichtigung“ notwendig gewesen wäre, zitiert der Staatsanwalt aus den Akten eine meiner Mitteilungen betr. meiner sogenannten „Verurteilung“. Dieses aus der Verbindung herausgerissene Zitat erhält in dieser Form einen anderen als in den Akten stehenden, mich aber vor der Öffentlichkeit beleidigenden Sinn. Zudem brachte der Herr Staatsanwalt in seinen Akten nur wenige Blätter zum Vorschein, so war er auf Grund einer weiteren Mitteilung von mir über das bescheidene Quantum unterrichtet, welches ich erwiesenermaßen in jenem ganzen langen Abend zu mir genommen hatte: vier Halbe „Leichten Mosel“; bei dem Hinweis auf dieses Quantum hätte der staatsanwaltschaftliche „Berichtigung“, die mich in der Öffentlichkeit herabschende, beleidigende Pointe gefehlt.

Des Instanzenwegs halber habe ich meine Strafanzeige gegen den Wiesbadener Ersten Staatsanwalt bei dem Ersten Staatsanwalt Wiesbaden eingebracht, mit dem Ersuchen (weil nicht annehmen ist, daß der Staatsanwalt Strafantrag gegen

sich selbst stellt), meine Strafanzeige sofort an die vorgesetzte Dienstbehörde weiterzugeben. Gleichzeitig wurde die Staatsanwaltschaft Frankfurt a. M. von mir benachrichtigt, daß bei ihr demnachst meine, gegen den Ersten Staatsanwalt Wiesbaden gerichtete Strafanzeige durch die Wiesbadener Staatsanwaltschaft eingebracht wird.

Weiter sehe ich mich zu folgendem „Aufruf“ veranlaßt: 100 M. zahle ich demjenigen, welcher mir jene beiden, sich verborgenen haltenden Männer, die in der Nacht zum 26. Oktober all den vom Schutzmann Schwarz an mir verübten schweren Vergehen beizubringen, derart bezeichnet, daß ich sie als Zeugen vor Gericht zitieren kann.

Zur leichteren Ermittlung folgende Angaben: Die beiden Männer waren Zeuge, wie mich der Schutzmann beim ersten Zusammentreffen an der Sonnenberger- und Möllerstrasse sofort auf größte Anspannung, so daß ich mir diesen Ton verbiten mußte; waren Zeuge, wie ich ihm gleich darauf meinen Paß zur Legitimation einhändigte, er mich aber trotzdem und trotz meines Ersuchens, mich behufs einer Verhinderung gegen ihn auf die Wache zu begleiten, arretierte; waren Zeuge, wie er mich, um mich zu rascherem Laufen zu zwingen, die Kette anlegte, obgleich ich ihm sagte, ich sei herzleidend und asthmatisch und könne nicht so rasch gehen; waren Zeuge, wie ich, von größtem Schmerz ob der zu straff angezogenen Fessel gepöbelt, den Schutzmann bat, die Fessel abzunehmen; waren Zeuge, wie er nach kurzer Zeit die Kette von neuem anlegte, um „dem Faulenzer Deine zu machen“; waren Zeuge, wie ich bei dem über raschen Dahingegenwerden zu Boden stürzte und — weil ich wegen der straffen Fesselung nicht gut allein aufstehen konnte — den Schutzmann ersuchte, mir behilflich zu sein, worauf er antwortete: „Ich bin nicht Ihr Dienstmann!“ (von Schwarz bei der Konfrontierung u. a. zugegeben); waren Zeuge, wie mich der Beamter während des ganzen Transports rief, künftige und puffed und mir sogar Kratzen und an Hals beibrachte, die — wie Zeugen bestätigen werden — über acht Tage zum Heilen brauchten; waren Zeuge, wie mich der Schutzmann mit einer Masse von Schimpfwörtern traktierte, von denen selbst der Staatsanwalt schreibt: — einzelne nicht zu billige Worte scheinen gefallen zu sein.

Von all diesen unerhörten Vorgängen waren sie Zeuge — bis sie sich plötzlich an der Ecke der Röderstraße, trotz meiner Bitte, mit mir als Zeugen zur Wache zu gehen, aufs allerfordröse vom Schutzmann Schwarz verabschiedeten und auf ein Wiedersehen mit ihm auf den folgenden Tag hindenkten. Ich rief ihnen nach: „Ach so, Sie sind Geheimpolitiker!“ In dieser Annahme wurde ich noch durch einen charakteristischen Zwischenfall bekräftigt.

Als mich Schwarz in der Nähe des Hochbrunnens besonders schwer mißhandelte, rief ich den beiden Männern zu: „Sie sehen doch, was er mit mir macht!“

„Ich sehe gar nichts!“ lautete die höhnische Antwort. Der Schutzmann Schwarz hat bei der Konfrontierung mit mir diese Zeugen als „zwei ihm wohlbelannte Referendare“ bezeichnet; später (als er nach den Namen gefragt wurde) erklärt, er „kenne sie nur dem Anschein nach“, es seien aber „bestimmte Referendare“; dann (als konfrontiert der Staatsanwaltschaft unter sämtlichen hiesigen Referendaren ein Ermittlungsverfahren vorgenommen wurde, mit negativem Erfolg) ausgelegt, er habe „geahnt, es seien Referendare, er kenne aber die Herren, sobald er sie wiedersehe.“

Eigentümlicherweise jedoch hat er seit über zwei Monaten bei seinem beständigen Dienst auf der Straße keinen der beiden ihm so wohlbelannten Männer wiedergesehen, noch irgendwie ausfindig machen können.

Trotz dieser mehrfachen Widersprüche des Schwarz, schon allein in Bezug auf die „Referendare“, schreibt mir der Herr Staatsanwalt:

„— was der Schutzmann berichtet, dem kann der Glaube nicht versagt werden.“

Zur endlichen Ermittlung dieser beiden Zeugen meine obige Belohnung.

Wiesbaden, 28. Dez. 06. Abeggstr. 2.

Karl Böttcher.

* Personalien. Herrn Dr. H. Friedländer in Höhe Mark im Tausch wurde der Titel Hofrat verliehen.

** Sühnerein. Gemäß den Satzungen mußte der Vorstand noch vor Jahreschluss seine Versammlung abhalten. Wenn er nun den wenig geeigneten Samstag vor Weihnachten wählte, so darf ein schwacher Besuch nicht überraschen. Immerhin ging es nach. Nachdem der Jahres- und Kasienbericht erledigt war, wurde zur Wahl des Vorstandes geschritten. Für das verstorbenen Vorstandsmittglied Herrn Stadtrat Bröhl mußte eine Ersatzwahl stattfinden. Der Vorsitzende, Herr Architekt Hagemann, widmete dem Entschlafenen warme Worte der Anerkennung für sein langjähriges, eifriges Wirken und forderte auf, das Andenken durch Erheben von den Stößen zu ehren. An Stelle desselben wurde Herr Pantel neu- und die alten durch Jura wiedergewählt. Aus dem Bericht über die Tätigkeit des Vorstandes, welchen Herr Hagemann erstattete, war zu entnehmen, daß in 10 Sitzungen und 3 mit anderen Vereinen gepflogenen gemeinschaftlichen Beratungen sehr wirksam gearbeitet wurde. Den Kernpunkt bildete die Straßenbahnfrage, welche auch in der unter der Rubrik „Anfragen“ einsehbaren lebhaften Diskussion der Kerns rerum aller Schmerzen des Südb. Bezirks bildete. Allgemein kam der Wunsch zum Ausdruck, daß der jetzige Zustand im Südb. Bezirk ein unhaltbarer sei und daß alle Hebel in Bewegung gesetzt werden müßten, um baldigst wieder geordnete Verhältnisse zu schaffen. Eine starke Verstärkung gegen die Südbadische Eisenbahn-Gesellschaft kam bei verschiedenen Rednern zum Ausdruck, obgleich auch andererseits anerkannt wurde, daß die hiesige Direktion in der Theaterwagenfrage entgegen gekommen wäre. Viele Beschwerden über die Fahrpreise sowie insbesondere über schauderregende Wagen auf der weißen Linie kamen zum Ausdruck. Lebhafte wurde eine Haltestelle an der Rüdelsheimerstraße verlangt und noch viel mehr derartige Wünsche. Einige Heißhörner meinten, einen schneidigen Kampf gegen die S. E. G. empfehlen zu sollen; diese Herren scheinen aber in die Internas der Verkehrsfragen noch keinen Blick geworfen zu haben und nicht zu wissen, daß die städtische Verkehrsdeputation nach jeder Seite hin und mit allen Mitteln bei der S. E. G. das zu erreichen sucht und auch erreicht, was unter den heute obwaltenden Umständen möglich ist. Die Zusammenfügung der Verkehrsdeputation bietet eine Gewähr, daß nach dieser Seite — soweit der Vertrag nicht hindert im Wege steht — nichts versäumt wird. Und gerade unter diesem Gesichtspunkte ist mancher Wunsch (auch des Sühnevereins)

schwer erfüllbar. — Auch verschiedene Fragen betreffend öffentliche Bauten, kamen zur Besprechung; darüber wurden jedoch von einigen anwesenden Stadtverordneten beruhigende Mitteilungen gemacht. Im ganzen genommen kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß der Vorstand des Sühnevereins sich mit großer Energie seines Südb. Bezirkes annimmt, die Augen stets offen hält und wenn er so eifrig weiterarbeitet, er für die Bewohner seines Bezirkes noch manches Gute schaffen wird.

* Kaiserpanorama. Diese Woche führt uns das Kaiser-Panorama nach Steiermark mit seinen malerischen Landschaften und seiner üppigen Vegetation. Da ziehen an unserm Auge vorüber Graz und seine herrliche Umgebung, Bruck, Marburg, Admont, Glatteckstein, Eisenerz, der interessante Erzberg u. a. m. — Dann unternehmen wir eine Wanderung an der lieblichen Mosel und zwar deren schönste Partie zwischen Trier und Cochem. Da sehen wir im reichbewaldeten engen Tale Betrich liegen, weiter die sich gegenüberliegenden Orte Traben und Trarbach, ferner das romantische Berncastel, Cochem und über der Stadt auf einem Hügel die altertümliche Burg in herrlicher Lage. Es ist unmöglich, alle Ansichten zu erwähen, denn jede hat seinen eigenen Reiz. Dieses Institut, in welchem alt und jung in anschaulicher natürlicher Weise die ganze Welt kennen lernen kann, sollte von jedermann regelmäßig besucht werden. Vom Volksbildungsbereich werden Vorzugskarten in der Volkslesehalle, Friedrichstraße, ausgegeben.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kal. Hoff, Zürich M. 8 (Schweiz)

liefern neueste Seidenstoffe jeder Art portofrei und zollfrei — Reichhaltige Muster-Kollektion umgeben. Kataloge von Strickerei-Blasen und -Rosen. 2835

Sicher u. schmerzlos wirkt das echte Radauerische Harnsauremittel, 31. 60. 31. Nur echt aus der Kronen-Apothek Berlin, Friedrichstraße 160. Depot: in den meisten Apotheken und Drogerien. 2835

Gesundheitliches.

— Das höchst empfehlenswerte diätetische Magenverdaunungs- und Nähr-Präparat Rural ist ein künstlich verdauter Nährstoff und enthält natürliche Verdauungsfermente, welche die Verdauung der Speisen, besonders der schwerverdaulichen eiweißhaltigen Speisen außerordentlich unterstützen. Rural schafft schnell Appetit und läßt die schwachen und matten Verdauungsorgane tatsächlich ausruhen. Der überlastete und erkrankte Magen bedarf aber der Ruhe, und ist Rural vor allen anderen Mitteln als das wirksamste Verdauungs-Unterstützungs-Präparat laut ärztlichen Urteilen anerkannt. Als solches hat es sich seit 11 Jahren tausendfach bewährt. Jedem mit Magen- und Verdauungsschwäche Befallenen kann ein Versuch mit diesem wertvollen Präparat nur besten empfohlen werden. Rural ist unschädlich, sehr erfrischend und hat einen äußerst angenehmen, limonadenartigen Geschmack. Aufstoßen, Druck und Völle, sowie Bellemungen in der Magengegend verschwinden ungemein schnell. Aber nicht nur bei Magen- und Darm-Beschwerden, sondern auch bei allen übrigen Schwachheitszuständen, die auf ungenügender Nahrungsaufnahme beruhen, ist Rural von hohem Werte. So hebt es bei Bleichsüchtigen und Blutarmen, bei Konvalaszenten nach schweren fieberhaften Krankheiten, heruntergekommenen Wöchnerinnen, atrophischen und schwächlichen Kindern durch Steigerung der Nahrungsaufnahme sehr bald die Kräfte und erzeugt eine schnelle Gewichtszunahme. — Die alleinigen Fabrikanten sind A. L. e. w. e. Co., G. m. b. H., Dresden G. 98, welche auf Wunsch Broschüre mit Analyse und vielen glänzenden Gutachten von Ärzten und Laien gratis versenden. Zur Probe eine halbe Flasche à 1,75 M. Eine Originalflasche (ca. 1/2 Kilo Inhalt) 3 M. franko. Rural ist in den meisten Apotheken zu haben.

Standesamt Biebrich.

Geboren: Am 14. Dezember dem Heizer Max Heinz e. S. — 14. dem Schlosser Heinrich August Gabriel e. S. — 14. dem Hilfskassierer Jakob Altkirch e. S. — 17. dem Tagelöhner Konrad Gärtner e. S. — 15. dem Tagelöhner Franz Giesle e. S. — 10. dem Bädermeister Leopold Weiß e. S. — 18. dem Maurer Ludwig Stern (Zwillinge) 2 S. — 18. dem Tagelöhner Johann Franz (Zwillinge) 2 S. — 15. dem Straßenbahnkassierer Adolf Gehmann e. S. — 12. dem Dekorationsmaler Hermann Alberti e. S. — 13. dem Fuhrunternehmer Val. Herd. Wilmann e. S. — 15. dem Tagelöhner Karl Bremser e. S. — 16. dem Tagelöhner Valentin Lauf e. S. — 13. dem Schlosser Georg Marzall e. S. — 13. dem Straßenbahnkassierer Jakob Vornwieser e. S. — 16. dem Fabrikarbeiter Johann Lind e. S. — 16. dem Werkmeister Gustav Niedrich e. S. — 16. dem Polizeiergeant Karl Bauer (Zwillinge) 2 S. — 18. dem Gastwirt Stephan Börgen e. S.

Aufgebote: Der Schmied Heinrich August Breidenbach und Anna Margarete Krebs, beide hier. — Der Schiffer Theodor Good und Klara Stoh, beide hier. — Der Schlosser Franz Johann Thomasser und Maria Louise Bruch, beide hier. — Der Buchdrucker Alfred Hermann Sittig und Witwe Marie Therese Klara Röth geb. Hoffelbach, beide hier.

Verheiratet: 15. Dez. der Fuhrmann Johannes Krebs und Katharine Rod, beide hier. — 18. der Straßenbahnkassierer Franz Philipp Oberle hier und Minna Ida Thielemann zu Wiesbaden. — 20. der Tagelöhner Wilhelm Fröhlich und Emma Blum, beide hier.

Gestorben: 13. Dez. Ehefrau Ottilie Elisabeth Schwenzer geb. Kaul, 30 J. — 14. Witwe Bertha Birschy geb. Wende, 69 J. — 17. Anna Louise Herbel, 5 M.

Tee-Engros- u. Detail-Import-Haus

u. Teestube

3 Webergasse 3.

2873



Nr. 301.

Freitag, den 28. Dezember 1906.

21. Jahrgang.

Bei fremden Leuten.

Roman von Arthur Zapp.

Fortschuna.

[Nachdruck verboten.]

„Und auch sonst," fiel hier Christel ein, die als ältere, verständigere Person die praktische Seite mehr ins Auge faßte, „auch sonst. Was glauben Sie wohl, so 'ne Partie bietet sich ihr nicht alle Tage. Die feine Stellung, die er drüben in Afrika hat, und dann das schöne Vermögen, das er und unser Herr Professor von ihrem verstorbenen Vater besitzen!"

Flora nickte zwar zustimmend, aber gleich darauf machte sie eine ablehnende, protestierende Handbewegung und erklärte mit Entschiedenheit: „Alles ganz gut und schön. Aber sehen Sie, Christel, nehmen möcht' ich ihn darum doch nicht. Denn erstens die große Hitze in Afrika — hu! Und immer nur so 'ne schwarzen Teufel um einem. Ich danke! Was nützt einem denn da der Reichtum und der Staat. Für wen soll man sich denn da ruhen?"

Außer den beiden Sprechenden befanden sich noch Felicia und Jach in der Küche. Felicia putzte das Schuhzeug der Kinder, was sie allabendlich um diese Zeit zu tun pflegte. Früher war das eine der Obliegenheiten des Stubenmädchens gewesen, aber Flora hatte sich derselben entledigt, als das neue Kinderfräulein in's Haus gekommen war.

Der Schwarze saß am Tisch und trank mit vielem Behagen, was sein in die Breite gezogenes, freundlich grinsendes Gesicht deutlich zum Ausdruck brachte, den ihm von der Köchin vorgesetzten, stark versüßten Kaffee. Es war ein fast mütterliches Wohlwollen, mit dem sich die alte Köchin des Regers annahm, nachdem sie sich mit der fremdartigen Erscheinung des Afrika-jünglings bald ausgeföhnt hatte. Ihr verwaisetes Herz empfand es mit Genugtuung, daß sie nun jemand hatte, der sich ihre Fürsorge mit zufriedenem, dankbarem Schmunzeln gefallen ließ.

„Doktor nicht heiraten," nahm der Reger, welcher der Unterhaltung der beiden Mädchen mit Interesse gefolgt war, das Wort, „Doktor nicht nehmen Frau."

„So?" Flora schnitt eine höhnische Grimasse. „Also er heiratet nicht? Sie müssen's ja wissen. Na, dann will ich Ihnen was sagen, Jach, dann heiraten Sie doch! Dann hat Ihr Doktor doch jemanden, der ihm kocht und der ihm die Strümpfe stopft, wenn er 'mal mit Ihnen nach Afrika zurückkehrt."

Jachs Gesicht strahlte. Seine großen, schwarzen Augen öffneten sich weit, so daß das Weiße oberhalb und unterhalb der Pupille zu sehen war. Floras Rat schien ihm außerordentlich einzufließen. Er lächelte ihr süßlich zu, wobei sich seine Mundwinkel bedenklich den großen Ohren näherten.

„Flora haben recht," nickte er ihr zu. „Jach werden heiraten, Jach werden nehmen Frau, weiße Frau. Jach lieben weiße Mädchen. Jach lieben —" das Naturkind war im besten Zuge, der hübschen Jase ohne weiteres eine Liebeserklärung zu machen; er beugte sich zu Flora hinüber, um ihre Hand zu ergreifen, aber die Schnippische kam ihm zuvor und schlug mit ihrer Hand auf die des Regers, daß es laut klatschte.

„Nehmen, aber nicht anlassen sagt der Berliner. Das könnte mir fehlen! Ich danke für Bockst. Denn noch lieber in's Kloster. So'n schwarzes Schensal wie Sie — Brv!"

Die alte Christel schüttelte mißbilligend mit dem Kopf. „Schämen Sie sich was, Flora!" schalt sie. „Und lassen Sie den armen Jach in Ruhe! Jachchen, wollen Sie noch 'n Täschchen Säßen? Nicht? Was kann der arme Mensch dafür, daß ihn der liebe Gott schwarz erschaffen hat!"

Aber auf Flora machte der Tadel der älteren Dienstgenossin wenig Eindruck. Sie lachte noch boshafter als vorher, während sie sagte: „Schade, Christel, daß Sie nicht so'n zehn oder zwanzig Jahre jünger sind! Sie und Jach, Sie hätten beide ein famoscs Paar abgegeben. Oder was meinen Sie, Fräulein Felicia, möchten Sie ihn?"

Felicia tat, was sie bei den lecken Sticheleien und Bemerkungen Floras, die sich ein Vergnügen daraus machte, den Unterschied zwischen ihrer und des Fräuleins Stellung zu ignorieren, immer tat, sie schwieg und blieb die Antwort schuldig. Desto eifriger widmete sie sich ihrer Arbeit, um den ihr immer peinlichen Aufenthalt in der Küche soviel wie möglich abzukürzen. Die alte Christel aber bekam vor Aerger ordentlich einen roten Kopf, denn der Spott der Jase hatte sie an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen.

„Was hat Ihnen denn das Fräulein nun wieder getan?" zeterte sie und stemmte ihre muskulösen Arme in die Seiten. „Ueberhaupt, Sie täten gut, Ihr loses Maul besser in Acht zu nehmen, sonst könnte ich 'mal höllisch unangenehm werden und mit der Hand ausrutschen, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht! Und was den Jach betrifft, so ist der für Sie, schenktliches Ding, noch viel zu schade. Verstehen Sie mich? Ueberhaupt — ihre Augen verloren den zornigen Ausdruck und schweiften mit sichtbarem Wohlwollen zu dem Reger hinüber — „überhaupt, er ist gar nicht mehr so schwarz. Ja, seit er hier bei uns und nicht mehr in dem heißen Afrika ist, fängt er schon an, sich heller zu färben."

Der also Belobte blickte erstaunt und sichtlich geschmeichelt in das vor Eifer glänzende Gesicht seiner Gönnerin, während Flora, ein Lachen, das in den schelmischen Augen und um ihre Mundwinkel zuckte, unterdrückend, mit erheucheltem Ernst entgegenete: „Ja, da haben Sie recht, Christel, das finde ich auch, und Sie sollten 'mal sehen, wenn der Jach noch lange im gemäßigten Klima lebt, dann bleicht er überhaupt mehr und mehr, bis er zuletzt ganz weiß ist, und wenn er dann hernach in seine Heimat zurückkommt, dann werden ihn am Ende seine Freunde und Verwandten gar nicht mehr wiedererkennen."

Die alte Köchin maß die Sprechende mit mißtrauischem Blick, auf Jach übte aber der Scherz eine erschütternde Wirkung aus. Die Vorstellung, daß er als weiß gewordener Mohr dereinst in das Land seiner Väter zurückkehren sollte, hatte für seinen harmlosen Sinn etwas so überwältigend Komisches, daß er in ein unbändiges Gelächter ausbrach.

Es war ein Lachen, wie es die drei anwesenden Mädchen noch nie gehört und dessen ansteckender Wirkung sie sich nicht erwehren konnten. Der Reger legte seinen dicken, wolligen Kopf hintenüber, öffnete seinen Mund soweit, daß das schim-

mernde, gewaltige Geiß bis zu dem letzten Wackezahn sichtbar wurde und lachte, wie nur ein Naturmensch lachen kann, aus vollem Halse, aus voller Brust, während nicht nur seine Mienen, sondern auch seine Hände und Füße und alle seine Gliedmaßen zuckten und zitterten und an dem Lachen teilnahmen.

Es war ein so fröhliches, schmetterndes, heiteres Lachen, daß es auch den Griesgrämigsten erheitert und zur Nachahmung gereizt hätte, und daß selbst Felicia sich nicht enthalten konnte, aus voller Kehle einzustimmen.

Drinne im Salon horchte der Professor hoch auf, und die Frau Professor zeigte eine überraschte Miene, die rasch einen Ausdruck ärgerlicher Entrüstung annahm. Der Afrikaforscher aber lächelte und sagte erklärend: „Es ist Jach. Er hat wieder einen seiner köstlichen Vachanfalle. Das ist ein unbezahlbarer Anblick. Das müßt Ihr Euch ansehen.“

Und er stand auf und schritt den ihm folgenden voran der Küche zu. Der Vachreiz, der den Neger in seinen Banden hielt, erlitt durch den Eintritt der Herrschaften nicht den mindesten Abbruch; immer neue Vachsälben, die den vorausgegangenen an Stärke und Ansteckungskraft nicht nachstanden, dröhnten aus der breiten Brust heraus. Und auf die Eintretenden, die Frau Professor nicht ausgenommen, konnten sich der ansteckenden Wirkung nicht entziehen und stimmten in den lustigen Chorus mit ein.

Nur aus Felicias Gesicht schwand plötzlich jede Spur von Heiterkeit. Bis in die Haarwurzeln erröthend, stand sie da, den Kopf gesenkt, die Hände ängstlich auf dem Rücken verborgen. Und als ihr jetzt gar das Unglück passierte, daß die häßliche Wachsbürste ihrer zitternden Hand entfiel, wäre sie am liebsten so eilig als möglich aus der Küche davongestürzt.

Aber gerade in der Thür stand Dr. Willfried, der, aufmerksam geworden durch das Geräusch, erstaunt halb auf die am Boden liegende Bürste, bald auf Felicia blickte, während auch in seinen Mienen blühschnell die Heiterkeit dem Ernste wich.

Als Felicia am andern Abend gewohnterweise die Küche betrat, wurde ihr eine Ueberraschung zuteil: Flora kam ihr entgegen und nahm ihr das zum Putzen mitgebrachte Kinderschuhzeug ab, indem sie in ihrer spizen, schnippischen Weise sagte: „Geben Sie nur her! Sie könnten sich Ihre weißen Händchen vielleicht schwarz machen, Sie, Prinzessin, Sie!“

Felicia aber warf, während sie in ihr Zimmer zurückkehrte, einen dankerfüllten Blick nach der Thür des Afrikaforschers. Sie wußte gar wohl, wem sie für diese Erleichterung ihrer nicht immer angenehmen Dienstobliegenheiten verpflichtet war.

Felicia hatte bisher von dem ihr zustehenden Ausgehstage noch keinen Gebrauch gemacht. Wohin hätte sie auch die Schritte lenken sollen? Allein ein Theater oder Konzert zu besuchen, kam ihr nicht in den Sinn. Auch konnte sie sich nicht entschließen, der Familie ihres Onkels einen Besuch abzustatten, denn wie hätte sie Tante Berta, mit der sie seit ihrem Streite kein Wort mehr gewechselt, gegenübertreten sollen?

Neuerdings hatte Käthe Richter sie brieflich so dringend eingeladen, doch einmal einen Nachmittag und Abend bei ihr zu verleben, daß sie endlich zu dem Besuch ihrer einzigen Freundin entschloß. Bestimmend hatte dabei nicht nur die Ueberlegung mitgewirkt, die sie sich der einzigen Seele, die ein ehrliches, uneigennütziges Interesse an ihr nahm, nicht gänzlich entfremden dürfe, sondern auch das unwillkürliche Sehnen ihres vereinsamten, jungen Herzens nach Gesellschaft, nach Zerstreuung, nach einer Abwechslung in dem ewigen Einerlei. Die Einförmigkeit und Reizlosigkeit ihres Lebens fing an, ihr unerträglich zu werden. Käthe Richter empfing ihren Besuch in ihrer herzlichen, lebhaften, von Gefühl übersprudelnden Weise.

„Endlich einmal!“ rief sie der Eintretenden mit freudig grüßendem Gesicht entgegen. „Weißt Du, daß ich schon ordentlich böse auf Dich war? Wahrhaftig! Wie kann man sich nur so lange nötigen lassen? Na, nun bist Du da! Und nun fren' ich mich um so mehr. Herzlich willkommen, liebe Felicia, herzlich will —“

Der Rest des Wortes erstarb in einer Flut von Rüssen, mit denen Käthe Richter die Innigkeit und Aufrichtigkeit ihrer Freundschaft bekräftigte.

Nachdem rasch abgelegt worden, führte Käthe ihre Freundin mit einer gewissen Hast in das Besuchszimmer, und als nun Felicia unwillkürlich stehen blieb und überrascht ihre Augen in dem unerwartet prächtig möblierten Raum umherwandern ließ, strahlte freudigste Genugthuung von ihrem runden Gesicht.

Das Besuchszimmer der Familie Richter legte einen überzeugenden Beweis von der Wohlhabenheit, wenn nicht dem Reichtum derselben ab. Es war mit der ganzen raffinierten Eleganz der neuesten Mode eingerichtet. Weber fehlten die seidenen Portieren an der Thür, noch die Uebergardinen desselben Stoffs und Musters an den mit kunstvoll gewebten Stores versehenen Fenstern. Der Fußboden war parkettiert und mit ei-

nem schweren Smyrna-Teppich belegt, der jeden Härbaren von der darüber gleitenden Füße erstickte. An den Wänden und auf Bier-Staffeleien präsentierten sich kostbare Oelgemälde; neben dem vielarmigen, an der Decke befestigten Kronleuchter war eine prunkvolle, auf hohem, massivem, bewegbarem Sockel ruhende Lampe vorhanden. Auch an dekorativem Schmuck, wie Fayence-Tellern, Majolika-Vasen und japanischen Schirmen und Fächern mangelte es nicht, und selbst der künstlerisch hergestellte, mit geschnittenen Geländern umsäumte Erker, zu dem ein paar Stufen hinaufführten, zeigte sich den bewundernden Blicken.

Sehr seltsam kontrastierten mit den kleinen, zierlichen Sesseln im Rokostil die beiden behäbigen Gestalten, welche in zweien derselben ruhten und sich jetzt bei dem Eintritt des jungen Mädchens schwerfällig erhoben.

„Meine Eltern!“ stellte Käthe Richter vor. „Meine Freundin Felicia Wallburg!“

Der Mann mit dem breiten, gebräunten Vollmondsgesicht, dessen obere Wangen rasiert waren, während die untere Partie eine breite Bartfräse umgab, diente in einem fort, während er sich offenbar bemühte, seiner corpulenten, massiven Erscheinung eine vornehme Haltung zu geben.

„Freut mir sehr — freut mir sehr!“ versicherte er dabei ein über das andere Mal in gutem Berlinisch.

Die ältere Dame aber, die ganz Käthes Gesicht und Gestalt besaß, beides in vergrößertem und vergrößertem Maßstabe, ging dem Besuch lebhaft entgegen und streckte ihr herzlich ihre beiden Hände hin und zog sie mit sich zu den Sesseln zurück, ungeniert, wie ihr der Schnabel gewachsen war. drauf los plaudernd: „Na, nun setzen Sie sich man 'n bißchen zu mir, liebes Fräulein! Sie werden müde sein von dem weiten Weg, oder sind Sie mit 'n Omnibus gefahren — es ist ja wohl 'ne Fünfschilling-Tour, nicht? Na, nehmen Sie nur Platz, genießen Sie sich nicht! Wir sind ja schon alte Bekannte miteinander, wenn auch nicht vom Sehen. Käthe hat uns ja so viel Liebes von Ihnen erzählt!“

Die in ein dunkles Seidenkleid gehüllte Dame sprach noch eine ganze Weile weiter, während ihr Käthe zuweilen verstohlen ein Zeichen machte, das die Plaudernde aber nicht achtete. Herr Richter sah, nur ab und zu durch ein verbesserndes Wort den Medestrom seiner Gattin unterbrechend, in steifer, würdevoller Haltung. Man sah ihm an, daß er sich in dem zierlichen, eleganten Fauteuil nicht an seinem Platz fühlte; dennoch ließ er seine Blicke mit sichtbarer Genugthuung durch den Raum schweifen, den eine Möbelhandlung für sein Geld so herrlich decoriert hatte.

Plötzlich erhob sich Frau Richter resolut und zog Felicia an der Hand in die Höhe.

„Kommen Sie, Fräulein,“ sagte sie, „nebenan ist's gemütlicher! Ich weiß nicht, hier kommt's mir immer vor, als wenn ich bei fremden Leuten wär.“

Sie führte ihren Gast in das Wohnzimmer, und in der That, es schien wie eine Erlösung über alle zu kommen. Herr Richter steckte sich eine Zigarre an und legte sich behaglich in einen großen, mit Mohr geflochtenen Lehnstuhl zurück. Käthe, die in dem „Salon“ peinlich schweigsam und besangen dagesessen, wurde gesprächig; sie setzte sich mit Felicia auf das Sopha, sie mit einem Arm umschlingend, und tauschte mit ihr Pensions-erinnerungen aus. Frau Richter begab sich in die Küche und kehrte bald darauf mit einem Dienstmädchen zurück, das Kaffee und Kuchen auftrug.

„Wo steckt denn Otto wieder?“ wandte sich Herr Richter fragend an seine Tochter.

Käthe lächelte.

„Du weißt ja, Papa,“ antwortete sie, „wie Otto ist. Wenn Damenbesuch da ist, dann versteckt er sich am liebsten.“

Herr Richter brummte etwas vor sich hin, das wie „dummer Junge“ klang. Käthe aber stand auf. „Entschuldige mich!“ sagte sie zu Felicia. „Ich will doch 'mal sehen, wo er steckt. Du kennst ihn ja schon. Er war mit mir auf dem Eise. — Du weißt, auf der Westbahn, wo ich Dir und Carita begegnete. Oder hast Du ihn nicht gesehen? Er war nämlich zu Fall gekommen und lag lang auf dem Eise. Es war zu komisch!“

Sie lachte und verschwand. Herr Richter aber nahm wie zur Entschuldigung des Abwesenden das Wort. „Er ist ja 'n bißchen schüchtern, unser Otto. In seinen Jahren war ich's auch, das gibt sich hernach von ganz allein. Haben Sie auch Geschwister, Fräulein?“

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Nebels aus voriger Nummer:

Die Sterne sieht man nicht, wenn die Sonne scheint.

Auflösung des Scherzrebus:

Das Ende von Pompeji.

Silvesterfeier.

Von H. Burg.

(Nachdruck verboten.)

UR. Die Weihnachtsglocken sind verklungen, die Weihnachtslieder verstummt, aber die festliche Stimmung hat noch die letzten Arbeitstage des Jahres verschönt. Nun rüsten die Menschen, am letzten Abend des Jahres dieser festlichen Stimmung noch einmal besondern Ausdruck zu verleihen und sie mit hinüber zu nehmen in das neue Jahr. Wenn die modernen Menschen, die meist im Kampf ums Dasein stehen, auch nicht, wie unsere Altvordern die „heiligen zwölf Nächte“ nur „feiernd“ zubringen können, so liegt als ein altes Ueberbleibsel jener sagenhaften Vorzeit doch ein festlicher Schimmer auf den Arbeitstagen zwischen der Weihnacht- und Neujahrszeit. Der Silvesterabend oder wenigstens des Silvesterabends letzter nächtlicher Teil wird meist, wie der Weihnachtsabend, eine Familienfeier sein, die aber nicht ganz so streng nur an der „Familie“ festhält, sondern auch Verwandte, sowie Freunde mit in ihr Bereich zieht. Wie sich das deutsche Gemüt nur schwer mit dem „einsamen Weihnachtsabend“ abfindet, so auch mit dem einsamen Silvesterabend. Der letzte Tag, die letzten Stunden des Jahres stimmen die Menschen meistens ernst, die wieder an der verschlossenen Pforte eines Abschnitts stehen.

Um diesem Ernst nicht gar zu sehr nachzuhängen, ist für die Geselligkeit des Abends ein heiterer Ton eingeführt worden, der erst um Mitternacht, beim Klange der Neujahrglocken sich wandelt. Heiterkeit und Frohsinn mit gedankenvollem Ernst zu einen, ist ein altes Erbteil des deutschen Volkes. Vielfach vielleicht unterdrückt und erstickt, vielfach vergessen, kommt diese Eigenschaft doch noch oft zum Vorschein und nicht zum wenigsten am Silvesterabend.

Dazu helfen die mancherlei alten Sitten und Bräuche, die, oft entstellt und nach neuestem Muster umgewandelt, ihren Ursprung in der Zauberwelt jener „zwölf Nächte“ unserer sagenhaften Vorfahren haben, wie Bleigießen, Schiffschen schwimmen, Apfelschalen- und Pantoffelwerfen und anderes mehr. Meist wird die Hausfrau darauf bedacht sein, daß diese Silvesterspiele, welche sich besonders für die Jugend eignen, nach Beendigung des Abendessens vorgenommen werden und somit eine Verkürzung der Stunden bis Mitternacht bilden.

Die Silvestertafel und die Gerichte, die darauf erscheinen, gleichen der Weihnachtstafel, die auch die Glück und Geld weissagenden Gerichte vorzieht. Goldschuppige Karpfen, (und man darf nicht vergessen, wie Schuppe vom Silvesterfisch zu erbitten und in portemonnaie zu stecken) oder — wenn kein warmes Wasser serviert wird, ein pikanter Heringssalat, dessen kleinvürfelige Beschaffenheit ebenfalls das „Geld“ bedeutet, das unsere Altvordern in dem notwendigen Hirse-, Reis- oder Getreidegericht sahen, in vielen Gegenden Deutschlands Mohnköse oder Mohnpielen — das sind die echten Silvestergerichte, denen sich dann noch als besonders beliebt die Pfannkuchen, Krapfen oder Pförtchen anschließen, zu denen warmer Punsch gereicht wird. Diese Silvestergerichte werden allerdings erst ein Weichen nach aufgehobener Tafel, etwa ½—1 Stunde vor Mitternacht serviert.

Vielfach werden während der Mahlzeit oder nach dem Abendessen die Kerzen des Christbaums entzündet, damit er, gleichsam abschiednehmend, noch einmal in der Pracht erstrahlt, die am Heiligabend die Herzen erquickte, denn ein alter Glaube und Brauch sieht es nicht gern, wenn der Baum des Weihnachtsfestes noch einmal im neuen Jahr leuchtet. In vielen Familien wird deshalb streng darauf geachtet, daß die Kerzen des Baumes vor zwölf Uhr verlöscht werden.

Das in früheren Zeiten an diesem Abend für die Jugend übliche „Blindern“ des Baumes ist heut fast vollständig vergessen, ebenso die Bedeutung, die diese Festlichkeit für die Kinder hatte. Damals hingen ja meist süße eßbare Dinge am Baum und man hatte vielleicht schon während der ganzen Weihnachtswoche trotz aller Geschenke mit sehnsüchtigen Augen in die grünen Zweige geblickt, um das „reizende Püppchen“ oder das „Marzipan-Strickzeug“ zu erschauen, welches man sich sehnlichst als Eigentum wünschte.

Mit der Erfüllung solcher Wünsche machte man dann oft die Erfahrung, wie sie leider im späteren Leben andern Wünschen auch wird — der Besitz — die Erfüllung bringt arge Enttäuschung. Das Zuckerpüppchen war verstaubt

und unansehnlich geworden und das Strickzeug konnte man nicht aufessen, so hart war es getrocknet. Die Jugend von heut kennt bei dem, mit Glasfäden und Lametta gepuderten Baum wohl ein „Abnehmen“ aber kein „Blindern“.

Als beliebtestes Silvesterspiel gilt das Bleigießen, welches sich wahrscheinlich aus anderen „Orakeln“ erst entwickelt hat. In früheren Zeiten ließen die Landmädchen in den Weihnachtsnächten und der Neujahrsnacht in einem Napf Wasser gefrieren, in welchem sie sich zuvor die Hände gewaschen hatten, und deuteten sich aus den Figuren, die die Eisdecke zeigte, den Beruf des künftigen Gatten. — Neben dem älteren Bleigießen, zu dem man früher während des ganzen Jahres fleißig „altes Blei“ sammelte, während man es jetzt kauft, kennt man neuerdings auch das Gießen der sogenannten Wundernüsse, in denen neben irgend einer Ueberraschung ein „weissagender“ Spruch enthalten ist. Meist legt die Hausfrau neben die Gedecke der jungen Gäste die bestimmten Wundernüsse und das Deuten des Inhalts und das Vorlesen der Sprüche dient dann zur Unterhaltung. Ebenso findet jeder Gast ein Stück Blei an seinem Platz, und bald nach Aufheben der Tafel pflegt sich die Unruhe, das künftige Schicksal zu erfahren, einzustellen. Mit Hilfe eines starken Blechlöffels, in dem man über kleiner Spiritusflamme das Blei schmelzen und die geschmolzene Masse in eine Schale mit kaltem Wasser gleiten läßt, erfolgt die „Frage an die Zukunft“.

Oft finden sich in der Gesellschaft Teilnehmer, die eine ganz erstaunliche Fertigkeit im Deuten rätselvoller Gegenstände besitzen, oft sind die Gegenstände wirklich nicht gar zu rätselvoll und stellen Schiffe, Altar, Kränze, Bäume, Häuser und anderes mehr dar. Dem Künstler, der sich den Kranz gießt, bedeutet er natürlich den Vorbeer, das Schiff eine „Reise um die Welt“. Je mehr seine Perlen das gegossene Bleibild aufweist, desto mehr „Geld“ ist fürs neue Jahr dem glücklichen Gießer sicher.

Natürlich gibt es zahlreiche Leute, die abergläubisch genug sind, dem Bleigebilde wirklich Bedeutung zuzumessen. Das kann harmlos sein, leidt aber auch zu schlimmen Folgen führen. Derartige Zukunft enthüllende Spiele sollen immer nur harmloser Fröhlichkeit dienen und nicht als ernsthafte Prophezeiung aufgefaßt werden. Es sind Fälle bekannt, in denen solch fester Glaube an das Bleibild als Zukunftsdeutung viel Unheil gestiftet hat. Als ich jung war, gossen wir einst mit frohen Altersgenossinnen Blei. Ein junges Mädchen goß sich ein reizendes Gebilde, welches die Gesellschaft übereinstimmend für ein Schloß erklärte. Man sah die Türme, Zinnen und Erker des allerliebsten Gebäudes. Die glückliche „Schloßbesitzerin“ wurde vielfach beglückwünscht, man prophezeite ihr, natürlich in harmloser Art ein glänzendes Schicksal als Schlossfrau. Der an sich phantastische Sinn des Mädchens fand daran Nahrung, schließlich bildete sie sich wirklich ein, „zu Höherem“ bestimmt zu sein. Die Bewerbung eines sie schon lange still verehrenden jungen Beamten schlug sie deshalb aus, auf den „Ritter“ wartend, der sie in das Schloß holen sollte. Als sie dann später, einsehend, daß es mit dem Schloß wohl nichts sei, einen braven Kaufmann heiratete, blieb ihr der Glaube, „herabgestiegen“ zu sein. Nach langen schweren Kämpfen erst kam sie zur Einsicht, um wie viel schöne Stunden des Lebens sie sich mit ihrer trügerischen Schloßträumerie gebracht hatte.

Kürzlich hat ihre Tochter am Silvesterabend das „Schloß“ umgegossen, ein reizender Garten mit Blumen und Bäumen entstand daraus und das junge Mädchen ist seit kurzer Zeit Leiterin und Besitzerin einer großen Blumengärtnerei. Der Garten hatte in ihr den Entschluß gereift, da sie sich dafür interessierte, sich dem Lauf der Gärtnerei zu widmen und — sie macht ihren Weg. Es kann also das Bleigebilde wohl einigen Einfluß auf unser Handeln und Tun gewinnen, aber wir müssen dabei stets mit dem wirklichen Leben, mit unsern Anlagen und Eigenschaften rechnen und nicht uns in phantastische Wünsche und Träumereien verlieren. Ist übrigens jemand unter den Jägern, der sich am Bleigießen nicht beteiligt, so ist ihm dies nicht als Unhöflichkeit oder Spielverderben anzurechnen. Es gibt sehr zartbesaitete Menschen, denen jedes derartige Prophezeiungsspiel Unbehagen verursacht und die es nicht im harmlos-leichten Sinn betrachten können.

Als ganz harmloser Silvesterschmerz gilt das Werfen von Apfelschalen rücklings über den Kopf, um den Anfangsbuchstaben des künftigen Gatten resp. der künftigen Gattin daraus zu erröhen. Der Apfel, der seit allerältesten Zeiten

in innigster Verbindung mit der Liebe und Ehe stand, ist die einzige wahrhaftige Frucht. Da nun die abgeschnittene Schale des Apfels immer rund bleibt, so bewegen sich die Buchstaben, die sie bildet, auch in ganz bestimmten Grenzen und die Deutung, an der sich meist die ganze Gesellschaft beteiligt, gibt zu viel Heiterkeit Veranlassung.

Das Erscheinen des traditionellen Punsch und der Pfannkuchen ist ungefähr um 1/2 12 Uhr das Zeichen zum Aufhören der Silvesterspiele; man eint sich um den Tisch, der Zeiger der Uhr wird mit Spannung verfolgt, die Gläser werden gefüllt und wenn die Turmuhren die zwölfte Stunde schlagen und feierliche Glockenklänge den Einzug des neuen Jahres verkünden, erklingt der alte schöne Gruß: „Ein glückliches neues Jahr!“

Die letzte Fahrt.

Von B. Garcia. Deutsch von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

I.

Vor langen Jahren, jawohl, mein Herr, vor langen Jahren bin ich zum letztenmal aufgefahren; doch die Erinnerung werde ich bis zur Stunde meines Todes bewahren. Armer Jack! Wie oft habe ich mir die Ereignisse jenes Tages zum Vorwurf gemacht! Indessen — wie konnte ich es wissen, wie hätte ich auch nur ahnen können . . . ?

Wenn Sie sich setzen wollen, will ich Ihnen erzählen, wie die Geschichte sich abgespielt hat; wir haben ein wenig Zeit für uns, und ich glaube, mein Herz fühlt sich erleichtert, wenn ich jemand die Sache erzählen kann.

Ich war nicht viel über zwanzig Jahre, als ich Geschmac an der Luftschiffahrt bekam; bis dahin hatte ich die Welt durchstreift, mich in vielen Berufen versucht, doch nie hatte ich daran gedacht, die Wolken zu durchziehen, vor dem Tage, da ich einem öffentlichen Feste beizuwohnte, in dessen Programm auch das Aufsteigen eines Luftballons mit einbegriffen war.

Ich besaß zu jener Zeit einige Ersparnisse, und da ich, als ich auf dem Platz angelangt war, fand, daß ich die Luftschiffer gegen Bezahlung einer gewissen Summe begleiten konnte, so beschloß ich, es zu tun. Diese Laune entschied über meine Zukunft; es war ein vollständiger Rausch; die Empfindung war so verschieden von allem, was ich bis dahin durchgemacht, daß sie für mich zu einem unwiderstehlichen Zauber wurde. Ich faßte den Entschluß, um jeden Preis Luftschiffer zu werden, und schon am nächsten Tage suchte ich den Mann auf, der den Aufstieg gemacht, und verließ ihn erst, nachdem er mir das Versprechen gegeben, mich als Gehilfen anzunehmen. Ich blieb ungefähr vier Jahre — bis zu seinem Tode — bei ihm, dann machte ich auf eigene Rechnung Auffahrten; kurze Zeit darauf lernte ich Jack Peyton kennen.

Er war ein Akrobat, der wunderbare Trapezübungen machte. Wir fanden von Anfang an Gefallen aneinander, und niemals in der ganzen Welt liebten sich zwei Männer mehr und waren inniger verbunden als wir. Die Freundschaft wurde auch zu einer geschäftlichen Verbindung, und lange Monate hindurch suchten wir zusammen die Hauptstädte Englands auf. Jack ließ sich auf dem unter der Gondel hängenden Trapez hochziehen und machte Exerzitien im leeren Raum; diese damals neuen Tricks hatten den größten Erfolg. Wir hatten so ungefähr zwei Jahre zusammengelebt, als wir in einer Stadt der Grafschaft Midland die Bekanntschaft von Kitty Ware machten. Ich will Ihnen nicht ihr Porträt entwerfen; sie war für mich die Vollkommenheit selbst, und ich verliebte mich in sie auf der Stelle. Jack tat dasselbe, und in kurzer Zeit hatte ein jeder von uns das Geheimnis des anderen entdeckt.

Doch wir waren zu befreundet, als daß die Liebe zu derselben Frau uns hätte trennen können; daher ging ich, als ich den Zustand unsrer Herzen bemerkte, geradeswegs zu Jack und bekannte ihm meine Gefühle.

Natürlich dachte keiner von uns daran, nachzugeben, ohne sein Glück zu versuchen, und wir fanden schließlich folgendes Auskunftsmittel: ein jeder sollte in ehrenhafter, offener Weise versuchen, die Gunst Kittys zu gewinnen, und der unterliegende soll gegen den glücklichen Nebenbuhler weder Groll noch Haß empfinden.

So standen die Dinge bereits während eines Jahres, als uns unsere Engagements in die Stadt führten, in der Kitty lebte. Sie kam uns auf dem Bahnhofe ent-

gegen, hübscher denn je, und behandelte uns alle beide gleichmäßig, ohne einem den geringsten Vorzug zu geben, so daß für uns kein Grund vorhanden war, einer auf den anderen eifersüchtig zu sein.

Indessen faßte ich den Entschluß, nicht mehr länger zu warten, und noch an demselben Abend, da ich Gelegenheit hatte, eine halbe Stunde mit Kitty allein zu sein, erklärte ich mich, und sie willigte ein, meine Frau zu werden.

Ich glaubte, daß Jack wohl aus meinem Benehmen etwas ahnen mußte, doch er ließ seinen Verdacht nicht merken, und am nächsten Tage nahmen uns die Beschäftigungen unseres Berufs dermaßen in Anspruch, daß wir von etwas anderem gar nicht sprechen konnten. Dennoch verlor ich ihn am Abend einige Augenblicke aus dem Gesicht, und als ich zu Kitty ging, um ihr Lebewohl zu sagen, denn wir mußten uns am nächsten Tage frühzeitig auf den Weg machen, fand ich sie ganz traurig und verstört. Es gelang mir, ihr das Geständnis zu entreißen, daß sie Jack gesehen, doch sie wollte mir durchaus nicht sagen, was ihr so großen Kummer verursacht hatte.

Als ich sie verließ und in unser Logis zurückkehrte, fand ich Jack zu Hause. Er war sehr düster und zerstreut, so daß ich bald auf jeden Versuch verzichtete, eine Unterhaltung anzuknüpfen, und mich mit der Absicht schlafen legte, ihm am nächsten Morgen von meiner Verlobung mit Kitty Mitteilung zu machen, obwohl es mir immer klarer wurde, er müsse es bereits wissen. Doch am anderen Morgen war er wieder so zurückhaltend und in seinem Benehmen so verändert, daß ich meine Mitteilung noch einmal verschob, und als wir das Ziel unserer Reise erreicht hatten, nahmen mich soviel Kleinigkeiten in Anspruch, daß mir sogar die Zeit fehlte, ihm mein Geheimnis mitzuteilen.

II.

Sandy Bay, wo wir unseren Aufstieg unternehmen sollten, ist eine kleine Stadt in Devonshire; das Honorar, das wir erhalten sollten, war beträchtlich; dennoch hatten wir wegen des Meeres zuerst gezögert, die Luftfahrt zu unternehmen, doch nach längerer Beratung hatten wir uns schließlich dazu entschlossen, denn wir waren überzeugt, wenn wir die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln zur Anwendung brächten, so würden wir uns keiner Gefahr aussetzen.

Dennoch war, als der Moment zur Auffahrt gekommen, das Wetter sehr stürmisch; eine Anzahl dunkler Wolken erhob sich vom Meere her, und der Wind, der in heftigen Stößen von dieser Seite her blies, schüttelte unseren Ballon wütend hin und her.

Das Unwetter war meiner Ansicht nach wirklich zu stark; solange es nur nach dieser Seite blies, war allerdings keine Gefahr, ins Meer geschleudert zu werden, doch die Richtung konnte sich ändern, und wir konnten beim Aufstieg mit einer entgegengesetzten Strömung zu tun bekommen, und in diesem Fall war unsere Lage eine äußerst gefährliche.

Ich machte Jack von meinen Zweifeln und Befürchtungen Mitteilung, doch er wollte nichts davon hören, die Luftfahrt zu unterlassen; er ging sogar so weit, eine etwas spöttische Bemerkung über meinen Mut zu machen; mehr brauchte es nicht, um meine schlechte Laune hervorzurufen, und ich gab schnell die nötigen Befehle zur Vollendung unserer Vorbereitungen; das war schnell geschehen.

Als alles bereit war, gab ich den Befehl, die Stricke loszulassen, und wir schossen wie ein Pfeil in den leeren Raum.

Während des Anfalles von schlechter Laune, den die Bemerkungen Jacks hervorgerufen, hatte ich die Wolken vergessen, die auf der Seite des Meeres den Horizont verdüsterten und einen Sturm vorher sagten; ich richtete von neuem die Blicke dorthin, sie waren noch immer da, düsterer und drohender denn je, und um meine Furcht zu erhöhen, wurde ein ähnliches Schauspiel noch am entgegengesetzten Horizont sichtbar, mit dem Unterschiede, daß die anderen Wolken einen noch düsteren Anblick gewährten und eine höhere Region der Atmosphäre einzunehmen schienen.

(Schluß folgt.)

